

Wolf Jobst Siedler

Wider den Strich gedacht

Wolf Jobst Siedler

Wider den Strich gedacht

Siedler



Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *EOS* liefert Salzer, St. Pölten.

Zweite Auflage

© 2006 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Schutzumschlag: Rothfos + Gabler, Hamburg
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany 2006
ISBN-10: 3-88680-844-0
ISBN-13: 978-3-88680-844-1

www.siedler-verlag.de

Inhalt

Nach fünf Jahrzehnten

9

AUFSÄTZE

Als die Buchmesse noch ein literarisches Ereignis war

15

Hat Deutschland noch eine literarische Öffentlichkeit?

19

Endlich eine neue Stimme: Uwe Johnson

25

Land ohne Hauptstadt

31

Trauer um den verlorenen Schmerz

41

Bürgerliche Straßen in unbürgerlicher Welt

49

Hat die Geschichte ihr Finis geschrieben?

69

Das Land zwischen Elbe und Oder ist alles,
was von Preußen geblieben ist

87

Preußens Auszug aus der Erinnerung

95

Kurzer Glanz und langes Vergessen

101

Die kurzlebigen Großreiche

109

Der lange Weg in die Häßlichkeit

121

Eine Stadt ohne Geschichte mitten in der Geschichte

131

Berlin ist eine schöne Stadt ohne
architektonische Schönheiten

137

Unberühmte Architekturen

145

Geist und Kommerz

157

Die Stadt kehrt sich selber den Rücken

173

Welt ohne Schatten

181

Moskau hat das Gesicht Deutschlands
gewaltsam nach Westen gedreht

195

Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist

203

Von dem heiklen Privileg, ein Deutscher zu sein

213

Bei Besichtigung meiner schriftlichen
Hinterlassenschaft

219

BRIEFE

Martin Buber
225

Max Brod
226

Heimito von Doderer
228

Martin Walser
230

Friedrich Sieburg
231

Günter Grass
232

Eyvind Johnson
233

Ernst Jünger
234

Albert Speer
236

Horst Janssen
237

Ein Briefwechsel
Wolf Jobst Siedler an Heinrich Böll
239

Antwortschreiben Heinrich Bölls
242

Carl Zuckmayer
243

Jean Tinguely
246

Wolf Jobst Siedler an Golo Mann

247

Golo Manns Antwort

250

Rudolf Augstein

252

Anhang

253

Nach fünf Jahrzehnten

MIT DEM ACHTZIGSTEN JAHR ist wohl die Zeit des Rückblicks gekommen. Hat man die Epoche schreibend begleitet, so stellt sich die Frage, wie hat man auf die Sensationen und Revolutionen der Zeit reagiert, was hat einen zum Nachdenken gebracht, ist man von den vorübergehenden Aufgeregtheiten abhängig gewesen, oder ist es gelungen, einen Standort außerhalb der Debatten einzunehmen?

Die Texte aus einem halben Jahrhundert, die dieser Band zusammenfaßt, sind in verschiedener Lage geschrieben worden. Manches liest der Autor wie ein Fremder. Nicht ohne Überraschung sieht er, was ihn in diesen Jahrzehnten bewegte und was ihm so wenig bedeutete, daß er wortlos darüber hinwegging. Sein Forum waren nahezu ein Jahrzehnt Zeitschriften und Zeitungen, vom »Monat« und der »Neuen Zeitung« bis zum »Tagesspiegel«, dessen Feuilletonchef er Ende seiner Zwanzig wurde. Dann war er fast zwei Jahrzehnte verantwortlich für zwei Verlage, die in der Welt der Literatur lange vor ihm etwas bedeuteten, Ullstein und Propyläen. Damals war er ganz und gar der Literatur hingegeben, wie ihr wohl alle jungen Leute verfallen sind. Heinrich Böll besuchte ihn häufig in Dahlem, später war er mit Hans Schwab-Felisch und Georg Ramseger Vorsitzender einer Jury, die unter anderem den Hermann-Hesse-Preis zu vergeben hatte. Damals sorgte er dafür, daß der junge Martin Walser für seinen Erstling »Ehen in Philippsburg« ans Licht des Tages gezogen wurde.

Der eigene Verlag, der seinen Namen trägt und mit dem er dann das Abenteuer des Verlegens auf neue Weise erleben sollte, war nicht von der Literatur, sondern von der Geschichte und der

Gegenwart geprägt, die inzwischen auch wieder Geschichte geworden ist. Wieder war er fast zwei Jahrzehnte Verleger, und er schrieb selber nur noch gelegentlich. Bei der Auswahl der Texte für diesen Band sieht er überrascht, wieviel dann doch zustande gekommen ist. Nach wiederum fast zwanzig Jahren übergab er seinen Verlag einer jüngeren Generation, da ging er schon auf das Fünfundsiebzigste zu.

Wenn er selber schrieb, ging der Autor über das meiste hinweg, was gerade literarisch Furore machte. Dazu gehörten in der unmittelbaren Nachkriegszeit Ernst Kreuders »Die Gesellschaft vom Dachboden«, Hermann Kasacks »Die Stadt hinter dem Strom« und Elisabeth Langgässers »Das unauslöschliche Siegel«, Bücher, die nach dem erzwungenen Schweigen von zwölf Jahren für einen Aufbruch zu stehen schienen. Aber selbst Heinrich Bölls Romane scheint er als vergänglich gesehen zu haben, obwohl er ihm doch über Jahrzehnte als Verleger seiner Taschenbücher freundschaftlich verbunden war. So ging es ihm auch mit den Büchern, die Günter Grass in nicht abreißender Produktivität alle paar Jahre hervorbrachte. Das waren die einzigen deutschen Nobelpreisträger der zweiten Nachkriegszeit, aber der Autor fühlte sich ganz offensichtlich niemals zu essayistischer Erörterung ihrer Werke herausgefordert. Einzig Uwe Johnson blieb er ein Leben lang verbunden. In der Friedenauer Niederstraße trafen sie sich zum ersten Mal, als der Mecklenburger gerade nach West-Berlin übersiedelt war, und in der Wohnung Hannah Arendts am New Yorker Riverside Drive, wo der Unstete und Heimatlose ein flüchtiges Zuhause gefunden hatte, sah er Johnson dann immer wieder, bevor der seine endgültige und letzte Unterkunft auf einer Insel in der Themse fand. Dessen Erstling »Mutmaßungen über Jakob« hatte er 1959 hymnisch begrüßt, und in dem abschließenden Band des großen Romanwerks »Jahrestage« sah er so etwas wie die Ehrenrettung der deutschen Nachkriegsliteratur. Hatte er die Empfindung, »von hier und heute« gehe eine neue Epoche der deutschen Literatur aus, wie es den Anschein hat?

Ganze Legionen von Büchern sind inzwischen dahingesunken,

wobei man mitunter Mühe hat, selbst Namen wie Hans Erich Nossack und seinen Roman »Spätestens im November« noch zu erinnern, in dem alle Welt einst einen Höhepunkt der deutschen Literatur sah. Alfred Andersch wiederum war ihm auch deshalb sympathisch, weil der Verehrer Ernst Jüngers so hartnäckig auf seinem eigenen Urteil bestand; aber selbst sein Hauptwerk »Winterspelt« hat ihn nicht zu einer Stellungnahme herausgefordert. Wortlos ging er auch über die frühen Romane Wolfgang Koeppens hinweg, die in den fünfziger Jahren als Verheißung der deutschen Literatur gesehen wurden. Sein Freund Siegfried Unseld – sie trafen sich in den späten fünfziger Jahren zu dritt in der Frankfurter Wohnung von Hans Schwab-Felisch in der Freiherr-vom-Stein-Straße zum ersten Mal – bat ihn dringend, Koeppen zu einem Gemeinschaftswerk deutscher Schriftsteller einzuladen. Aber auch daraus wurde nichts, die Schreibhemmung des Greifswalders, der als einer der ersten Übersiedler in den Westen gekommen war, war so groß, daß er nicht eine einzige Seite zu Papier brachte. Aber Nossack wie Koeppen sind nahezu vergessen, und ihr früher Ruhm ist inzwischen verblaßt.

Walther Kiaulehns Erfahrung war dem Autor in solchen Momenten eine Beruhigung: »Das große Schwurgericht der Literatur, das insgeheim alle fünfzig Jahre zusammentritt – keiner kann sagen wie und wo –, verurteilt in Schnellverfahren ganze Reihen von Schriftstellern und ihre Bücher zum Tode des Vergessens. Es gibt keine Revision gegen diese Urteilssprüche, und kein Lamento hilft. Dennoch erschrickt man bei dem Blick zurück, wie viele auf der Strecke geblieben sind.«

Die heitere Resignation Kiaulehns angesichts der Vergänglichkeit von Büchern scheint auch die des Autors gewesen zu sein. Ganz anderen Vorgängen als dem Kommen und Gehen von Büchern galt seine Aufmerksamkeit. Die untergegangenen Provinzen im Osten, das Leiden auf den endlosen Trecks, wo mehr als eine Million Flüchtlinge ihr Ziel nicht erreichten, und in gleicher Intensität die Untaten der Gewaltherrschaft drängten sich ihm vor alle Literatur. So schrieb er 1964 in dem Essay »Trauer

um den verlorenen Schmerz«, daß im Osten nicht nur die ver-
spielten Provinzen, sondern auch die vergessenen Lager liegen.
Daraus zog er den Schluß, daß Sorge um verlorene Landstriche
den Maßstab verletze, wo Schrecken vor ganz anderem Grauen
geboten sei: »Das empfindlichere Bewußtsein scheut die Erinne-
rung an die Trecks der Flüchtlinge, weil mit ihnen auch die Wag-
gons der Häftlinge aus dem Dunkel steigen.«

In diesem Licht sah er auch die Ereignisse von 1945, bei denen
ihn anderes beschäftigte als das ständige Fragen, ob »der Zusam-
menbruch des Deutschen Reiches Untergang oder Befreiung« ge-
wesen sei, Anlaß zur Trauer oder zur Erleichterung. Dieses Di-
lemma alles Erinnerns suchte der Essay »Land ohne Hauptstadt«
zu fassen. Bücher, die man der sogenannten »schönen Literatur«
zurechnete, waren dem Autor demgegenüber ephemere. Was man
heute die Osterweiterung der Europäischen Union nennt, sah er
in historischer Perspektive: »Der Osten wird der Westen sein,
oder er wird gar nicht sein. Das ist die tiefere Bedeutung der Er-
eignisse, die Europa und mit ihm Deutschland im Jubiläumsjahr
der Französischen Revolution noch einmal umstürzten.«

Immer stand die Historie im Vordergrund seiner Aufmerksam-
keit. Hier und da dachte er über das Gewicht, auch das literari-
sche, der Tagebuchliteratur der Nachkriegszeit nach, von Victor
Klemperers »Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten« über Ernst
Jüngers »Strahlungen« bis zu Brigitte Reimanns »Alles schmeckt
nach Abschied«. Zuweilen fragte er dann, ob die Schrecken der
Vergangenheit so ungeheuer gewesen seien, daß sie sich der er-
zählenden Literatur entzogen. In dem Ungenügen an den Roma-
nen der Nachkriegszeit habe sich vielleicht das Staunen ausge-
sprochen, daß die beiden Gewaltherrschaften so wenig in das
Schreiben der Nachgeborenen eingegangen sind. Warum hat die
deutsche Nachkriegsliteratur keine solchen Bücher wie Giorgio
Bassanis »Die Gärten der Finzi Contini« und Carlo Levis »Chri-
stus kam nur bis Eboli« und Vercors »Das Schweigen des Meeres«
hervorgebracht? Diese Frage wäre Gegenstand eines eigenen Es-
says gewesen. Dazu ist es nicht mehr gekommen.

AUFSÄTZE

Als die Buchmesse noch ein literarisches Ereignis war

VON JAHR ZU JAHR WERDEN ES MEHR: mehr Bücher, mehr teilnehmende Länder, mehr Verlage. Diesmal sind's rund tausendvierhundert Verlage, fünfundzwanzig Länder, 60 000 Bücher, die in Frankfurt vertreten sind. Aus der guten alten »Buchhändler-Kantate«, zu der am vierten Sonntag nach Ostern, eben dem Sonntag Kantate, die Buchhändler und Kommissionäre nach Leipzig reisten, ist die Buch-Messe geworden, eine Messe wie andere auch, immer größer, immer lärmender, immer mehr auf imponierende Zahlen bedacht; fast, daß man über all dem Trubel vergißt, welche Ware denn hier eigentlich feilgehalten wird.

Die Buchmesse *ist* eine Messe, das Verlagswesen längst eine Industrie geworden: der strapazierende Rundgang durch Frankfurts Ausstellungshallen macht es immer wieder deutlich. Längst sind die Verlage Betriebe wie andere auch, sind mit Maschinen ausgestattet, die laufen müssen, soll das Unternehmen florieren. Sorge macht nicht so sehr das Buch, das man drucken möchte, aber nicht kann, sondern jenes, das man drucken muß, aber nicht hat. Da behilft man sich dann mit Auftragsarbeiten, Photobüchern, Übersetzungen auch drittrangiger Belletristik, die Produktion darf nicht ins Stocken geraten, die Fabrikation muß rentabel bleiben: das Konsumgut-Buch will abgesetzt sein. Das füllt dann hier die Verkaufsstände und Bücherkojen kilometerweit. Wer durchkommen will, muß gut auf den Beinen sein. Das andere kommt schon von selbst.

Das andere – das ist der literarische Aspekt der Sache, desentwillen die Buchmesse noch immer nicht nur eine Verkaufschau von Handelsware, sondern auch so etwas wie eine Interna-

tionale des Geistes ist. Denn schließlich und über allen treuherzigen Poeten-Mißmut hinweg trifft sich hier in Frankfurt, wie nirgendwo sonst, die literarische Welt für acht Tage. Was in Europa im Laufe der letzten zwölf Monate in einem guten Dutzend Sprachen in Druck gegangen ist, kann nun in Augenschein genommen werden: in Hochglanzpapier und japanischer Seide, in durablem Leinen und englischer Broschur ist hier nun alles vereinigt, was in Poetendachstuben, Seminaren und auf Ministersesseln letztlich gedichtet, gedacht und analysiert worden ist. Es ist alles da – nur, daß es von der Masse des Überflüssigen fast erdrückt wird. Man muß es zu finden wissen.

Hat man die ersten Kilometer hinter sich gebracht, findet man sich im labyrinthischen Gewirr der Gänge und Treppen schon besser zurecht. Vorn gleich am Eingang sind wie immer die Werke des Friedenspreisträgers in den Erstausgaben zu besichtigen; diesmal ist es Karl Jaspers, dem der Buchhändlerverein den Preis zugedacht hat, und seine Bücher füllen samt den Übersetzungen ins Finnische, Spanische und selbst ins Japanische gleich sechzehn Vitrinen. Da sind die sowjetischen Verlage, dicht bei ihnen die der Volksdemokratien und mitten darunter, ein wenig verloren, die Jugoslawen. Südafrika ist da und am anderen Ende des Ganges Rotchinas Staatsverlag mit herrlichen Kunstbüchern. Sonst fehlt Asien, wie es denn überhaupt auf dem europäischen Büchermarkt kaum zu Worte kommt. Gerade noch, daß Japan mit drei Romanen in deutschen Übersetzungen vertreten ist; von den jungen Arabern sind einzig die französisch schreibenden Nordafrikaner da, und Persien, Pakistan oder die Türkei fehlen ganz. Eben erst hat man in Paris bei der UNESCO darüber beraten, und beim Hanser Verlag, der als deutscher Teilnehmer der Besprechungen Näheres zu berichten weiß, hört man, daß die UNESCO mit Druckbeihilfen die Übersetzungen aus asiatischen Sprachen in Gang bringen will. Vielleicht ist nächstes Jahr das Konzert schon vielstimmiger geworden.

Aber sonst ist das Bild so schlecht nicht, wie die Skeptiker uns glauben machen wollen. Es kommen in diesen Monaten und

Wochen schon ein paar Dutzend Bücher heraus, die die Mühe des Lesens lohnen. Von Boris Pasternaks »Doktor Schiwago« ist bei Fischer wenigstens der Glanzpapier-Umschlag schon zu betrachten, und wenn nichts dazwischenkommt, wird das in Italien schon zum Bestseller gewordene Buch nächstens auch hierzulande in den Schaufenstern liegen. Kiepenheuer & Witsch haben den Wettlauf um die Übersetzungsrechte verloren, dafür bringen sie nun Pasternaks Selbstbiographie heraus und von Pasternaks gleichaltrigem Landsmann Zamjatin den vielumstrittenen Roman »Wir«. Überhaupt Kiepenheuer: Das Unternehmen wird immer gewichtiger und ist dabei, auch Häuser mit älterem Namen auszustechen. Diesmal ist unter den Novitäten nicht ein Titel, der nicht neugierig machte, voran Patrick Whites, des großen Australiers zweiter Roman, der nach dem Erstling »Zur Ruhe kam der Baum des Menschen nie« nun unter dem Originaltitel »Voss« vorliegt. Zweifellos eines der wichtigsten literarischen Ereignisse der Saison. Und daneben Erzählungen Henry James', Ernst Niekischs Lebenserinnerungen, Erich Kästners »Gesammelte Schriften« und aus Polen Marek Hlaskos »Der achte Tag der Woche«. Vielleicht sind wirklich auch in diesem Jahre die Übersetzungen am wichtigsten – bei Biederstein etwa die vorjährige literarische Sensation Frankreichs, Michel Butors Roman »Paris–Rom«, bei Rowohlt und Suhrkamp die Spanier Juan Goytisolo und De Ayala, bei Coverts der neue Faulkner und Wright Morris, in der Deutschen Verlagsanstalt endlich wieder ein Australier, Robert S. Closes »Eliza Callaghan«. Aber auch mit den deutschen Autoren ist es nicht schlecht bestellt. Auch wenn man von denen absieht, die nun allmählich in die Reihe der alten Garde aufrücken, Ernst Jünger etwa, der mit den »Jahren der Okkupation« die Fortsetzung zu den »Strahlungen« vorlegt, sein Bruder Friedrich Georg auch, der seine Lebenserinnerungen um einen weiteren Band fortgeführt hat. Auch bei den Dreißig- bis Fünfzigjährigen tut sich etwas. Gaiser hat sein bisher bestes Buch, »Der Schlußball«, geschrieben, Heinz von Cramer einen neuen Roman, Ulrich Becher, Heinz Risse, Ernst Schnabel, Geno

Hartlaub, Hans Helmut Kirst – sie alle sind nicht müßig gewesen, und aus zerfledderten Manuskripten sind nach Leim und Papier riechende Bücher geworden, in denen man herumblättert, um sie ein wenig abzuschmecken. Es ist keine so schlechte Ernte, die heuer in die Scheuern eingebracht wird. Man muß nur die Spreu vom Weizen trennen.

Lasse man sich nur ja nicht auf die Verleger und Lektoren ein, die in ihren Kojen bei Kognak und Kaffee Cercle halten. Geht es nach ihnen, hat nur vom Besten das Beste den Weg in die Druckereien gefunden. Man macht die Vortrefflichkeit der hauseigenen Produktion in vielen Sprachen klar, denn neben den Sortimentern und Kritikern sind ja auch Vertreter aus aller Herren Länder von der eigenen Wohlgeratenheit zu überzeugen. Messe heißt ja nicht so sehr, daß man verkaufen will – das ist zumeist schon in den Sommermonaten geschehen; wenn sich hier die Tore öffnen, sind siebzig bis achtzig Prozent der Abschlüsse schon längst getätigt. Wichtiger als Kauf und Verkauf sind die Begegnungen, die Gespräche auf zerbrechlichen Stühlen und in Hotelhallen. Agenten bieten von fremdsprachigen Bestsellern die Übersetzungsrechte an und halten nach Erzeugnissen heimischen Autorenfleißes Ausschau, die sich auch in fremde Zungen transponieren ließen. Ein Stimmengewirr, wo man sich auch hinwendet. Rowohlt, längst in den Siebzigern und noch immer mächtige Erscheinung, klagt, daß ihn der Arzt unlängst zu Mosel-Sekt verurteilte, Witsch ärgert sich, daß ein unverständiger Kritiker sein bestes Buch mit der linken Hand abtat, beim Beck- und Biederstein-Verlag sitzt unterm »Berlin«-Buch gleich dessen Autor Kiaulehn und gibt Schwänke aus den zwanziger Jahren zum besten.

Sage man nur ja nicht, daß all das, die heitere und geschäftige Geschwätzigkeit am Rande, Nebensache und Begleiterscheinung sei. Es ist die Hauptsache. Hier wird, neben vielen Geschäften, auch ein bißchen Literatur gemacht, und gewiß wird in ein oder zwei Jahren auf der Buchmesse manches Buch zu besichtigen sein, das hier in betriebsamer Enge ausgehandelt wurde.

Hat Deutschland noch eine literarische Öffentlichkeit?

HABEN WIR NOCH EINE LITERATUR? Nicht, haben wir noch Bücher? Davon haben wir mehr als genug, Jahr für Jahr kommen etwa sechzigtausend Novitäten heraus. Nicht, haben wir noch Autoren? Noch nie zuvor haben wir so viele Menschen gehabt, die ihr Leben über dem Verfertigen von Druckerzeugnissen zu bringen. Kürschners neues Schriftstellerverzeichnis hat den Umfang eines mittleren Telephonbuches und führt mehr Namen auf, als die Einwohnerlisten von Städten zur Goethezeit enthielten.

Haben wir noch eine *Literatur*, gibt es – abgesehen von Bestsellern und Mißerfolgen – so etwas wie ein literarisches Bewußtsein, in dem sich der Zustand unserer Gesellschaft artikuliert?

SCHLÄGT MAN UNSERE GAZETTEN und Journale auf, scheint daran kein Zweifel möglich. Ein paar Dutzend größerer und kleinerer Tageszeitungen halten an dem angenehmen Brauch fest, ihren Lesern zum Sonntagmorgen eine Literatur-Beilage zu präsentieren, in der die Neuerscheinungen des in- und ausländischen Büchermarktes, und mitunter auf gar nicht so üblem intellektuellem Niveau, vorgestellt, gewürdigt, kritisiert werden. Eine Handvoll monatlich und vierzehntägig erscheinender Zeitschriften haben sich ausschließlich der Literatur verschrieben, kein Blatt, das auf sich hält, wird über Chruschtschow und de Gaulle an Pasternak und Hemingway vorbeigehen. Es wird von literarischen Ereignissen geschrieben und von Autoren, die sich mit ihrem jüngsten Roman in der vordersten Reihe der Gegenwartsliteratur etabliert haben. Jedes Land hat seine eigene Akademie, und ihre Zahl steht nachgerade in einem Mißverhältnis

zur Zahl der akademiewürdigen Schriftsteller; man behilft sich, indem man sich die Mitglieder gegenseitig abspenstig macht.

Niemals zuvor sind in Deutschland, auch wenn man das, was sich jenseits des Brandenburger Tores tut, außer Acht läßt, so viele Literaturpreise verliehen worden. Jeder Stadt ihr Preis, von friesischen Hafenstädten bis zu Lindau am Bodensee. Manche davon dienen der Fremdenverkehrswerbung oder der Ankurbelung heimischer Industriebetriebe. Aber es sind auch sehr achtbare, übrigens hoch dotierte, darunter, die von Juroren verteilt werden, auf deren Sachverstand man bauen kann. Kein deutscher Dichter, der seinen Namen nicht zur Etikettierung eines Literaturpreises hergeben mußte, und da die Zahl unserer Olympier beklagenswerterweise mit der Vermehrung literarischer Medaillen nicht Schritt hielt, sind einige Städte in schöner Eintracht zur gemeinschaftlichen Ausbeute der großen Namen übergegangen. Frankfurt hat seinen, Hamburg eben den Hansischen Goethepreis. Nach außen hin ist alles in Ordnung, war es nie besser mit der deutschen Literatur bestellt.

Aber da bleibt die Klage der Autoren selber. Kaum einer von ihnen, auch von den namhaftesten, kann seinen Lebensunterhalt mit den Erträgnissen seiner literarischen Produktion bestreiten. Das war, wird man sagen, auch früher so. Auch da hatte man seinen Neben- oder Hauptberuf und suchte in der Juristerei, Medizin oder Theologie sein Auskommen: mit deutschen Dichtern hätte man im neunzehnten Jahrhundert die Kirchsprengel einer ganzen Provinz und ein paar Dutzend Amtsgerichte ausrüsten können. Der Vergleich hinkt aber. Erstens haben wir heute zehnmal mehr Leser als 1820, und es sollte leichter sein, ein – schließlich doch auch zahlendes – Publikum oder eine Gemeinde um sich zu versammeln. In Wirklichkeit ist es schwerer als je zuvor, was natürlich mit unserer soziologischen Struktur zusammenhängt.

Dann aber, und viel wichtiger: der Broterwerb früherer Zeiten gefährdete die Integrität der literarischen Hervorbringungen nicht im heutigen Maße. Man kann sehr wohl einer Bauersfrau die Gicht kurieren und abends ein Sonett schreiben; man kann

sehr wohl zu einer Stunde die Sakramente austeilen und zur anderen die Exposition eines Schauspiels entwerfen. Dergleichen ist vielleicht sogar eher stimulierend, indem es den Schreibenden mit dem Stoff versieht, aus dem das Leben nun einmal gemacht ist.

Unsere Bölls und Koeppens und Hildesheimers haben keinen Nebenerwerb dieser Art. Heute eilt man ins Funkhaus oder ins Fernsehstudio, und zwischen zwei Romankapiteln wird schnell noch ein Hörspiel, ein Feature, eine Reisereportage hergestellt. Solche Dinge aber verlangen eine andere Technik, einen anderen Stil, eine vive Hurtigkeit, deren man sich nicht so schnell entledigt, wie man sie sich zulegte. Der wirkungssichere, pointierte, auf sehr raffinierte Art um Simplität bemühte Stil, den unsere Rundfunkanstalten so pflegen, zieht seit neuestem auch in die Literatur ein. Es gibt eine neue Variante der alten Geschichte von dem verschluderten Talent. Aus manchen Büchern glaubt man heute die atemlose, gehetztneröse Stimme eines routinierten Funksprechers herauszuhören. An dem Gebrauch, den unsere Autoren von Satzzeichen machen, könnte man das im Oberseminar beweisen. Sie werden nicht mehr zur Gliederung einer Periode oder zur Strukturierung eines Gedankenganges verwandt; sie entsprechen dem gesprochenen Wort, das durch den Äther zu uns kommt: Pausen, Einschnitte werden da gemacht, wo nicht der Rhythmus eines Prosagefüges, sondern die Aufnahmefähigkeit des Ohres es verlangt.

Aber natürlich kann man mit Schriftstellern nicht ins Gericht gehen, weil sie sich woanders als in der Literatur ihr Auskommen suchen. Einem prominenten Mitläufer des Dritten Reiches wird der Satz zugeschrieben, daß er mit dem Regime seinen Kompromiß geschlossen habe, weil er keine Lust hatte, plötzlich wieder Straßenbahn zu fahren. Es steht Leuten, die vom Wirtschaftswunder selber kräftig profitieren, schlecht an, dem Maler zu verargen, daß er eine Akademie-Professur dem ungeheizten Atelier vorzieht, dem Lyriker, daß er außerdem noch Abteilungsleiter in der Hörspiel-Abteilung eines Senders ist. Hier und da hört man dann noch das Argument, daß große Kunst immer nur

aus der auch materiell ungesicherten Qual des Schöpferischen gekommen sei. Aber die Folgerungen, die daraus von romantischen Wirkköpfen gezogen werden, sind purer Unfug: es gibt eine ganze Reihe von prominenten Beispielen, daß es sich auch in Equipagen und Cadillacs nicht übel dichten läßt. Die Männer, die den »Faust« und den »Faustus« geschrieben haben, fanden sich auch im Irdischen ganz gut zurecht.

Der deutschen Literatur von heute fehlt allerlei, vielleicht fehlen ihr sogar wirklich die ganz großen Begabungen, obwohl das nicht ausgemacht ist. Was ihr am meisten fehlt, ist eine literarische Öffentlichkeit. Natürlich können Genies auch in der Einsamkeit wachsen, und selbstverständlich entstehen Meisterwerke auch abseits der großen Welt; eine lebendige Literatur aber braucht eine ebenso lebendige Öffentlichkeit, die sehr dünnhäutig und feinnervig auf die Bewegungen des literarischen Klimas reagiert. Wir haben Talente, und wir haben sogar eine ganze Reihe von durchaus beachtlichen Büchern – aber wir haben auch nicht die Rudimente dessen, was man ein literarisches Bewußtsein der Gesellschaft nennen könnte.

Es ist ziemlich töricht, immer wieder die literarischen Hervorbringungen der zwanziger Jahre gegen die Produktion dieser zweiten Nachkriegszeit aufzurechnen: es ist gar nicht so sicher, ob Ludwig Renns »Krieg« ein besseres Buch war als Bölls »Wo warst du, Adam?«, ob Alfred Andersch den Vergleich mit Wassermann zu scheuen hat und ob Doderer nicht die ganzen Zweigs, Glaesers und Remarques aufwiegt. Viel an dem Ruhm der *roaring twenties* ist ein Mythos, der übrigens mit jedem Wiederbelebungsversuch, den unsere Bühnen etwa an Sorge, Hasenclever, Unruh und Goering unternehmen, weiter abbröckelt.

Aber eben jener Mythos fehlt uns heute. Es fehlt uns sogar die literarische Mode, der intellektuelle Snobismus. Es ist verhältnismäßig einfach, über Damen zu lächeln, die bestimmte Neuerscheinungen gelesen haben müssen. Zugegebenermaßen spricht es nicht für den Kunstverstand einer Epoche, daß es *en vogue* ist, bei der *vernissage* des »Sturm« oder des »Blauen Reiter«